

Titel: Ein Hirte verirrt sich nach Aleppo
Predigttext: Mt 4,12-17
Pfarrer: Gerson Raabe
Datum: München, den 8.1.2017



Das Licht von Weihnachten strahlt noch hinüber zu uns. Wie war es bei Ihnen, in den Festtagen? War da jener Glanz, den wir mit dem Fest verbinden? Ist da etwas zum Leuchten gekommen? War da Freude und Glück? Strahlt es noch, dieses Licht?

Leider hat das Fest oftmals ja auch so seine Schatten. Die Erwartungen sind enorm. Da kann es schon einmal passieren, dass sich etwas entlädt, was mit Licht, mit Glück oder gar Frieden und Geborgenheit nicht besonders viel zu tun hat. Dann ist die Frage, ob Worte der Entschuldigung gefunden werden konnten? Ist es wieder gut?

Dass das hinter uns liegende Fest mit Licht, Freude und Friede verbunden ist, hat unabhängig davon, wie dieses Fest im Einzelnen konkret erlebt wurde, seine Berechtigung. Die Bilder von Weihnachten transportieren die Botschaft: Mit dem heiligen Abend ist Licht in unsere arme dunkle Erde gekommen.

Wir kennen die Geschichte alle: Es begann damit, dass dieses Licht den Hirten auf dem Felde erschien. Die Hirten, das war damals nicht unbedingt der Rand der Gesellschaft. Sie gehörten natürlich auch nicht zur Elite, die Hirten. Teils waren es Männer aus der Mittelschicht, teils Leute, die keine andere Arbeit gefunden hatten. Ganz normale Menschen eben.

Dorthin ist das Licht von Weihnachten zuerst gefallen. Und die Boten erzählten den Hirten von dem Wunder, dem einmaligen Ereignis, dass dieses Licht nämlich zu allen Menschen gekommen sei. Sie sollten nur hingehen nach Bethlehem, dann würden sie schon sehen. Und als sie hingingen und sahen, da konnten sie es kaum fassen. Tatsächlich, es stimmte, was ihnen gesagt wurde.

Doch regt sich da kein Widerspruch? Wird da keinem unwohl? Nehmen wir einmal an, dass sich da ein Hirte verlaufen hat. Unser Hirte hat die entscheidende Abzweigung verpasst in der Dunkelheit. So ist er nicht in Bethlehem, in diesem Stall, angekommen, sondern er ist 532 km östlich von Bethlehem angekommen – oder für die Engländer und die Amerikaner unterm Weihnachtsbaum: Er ist 330 Meilen ostwärts gelandet. Er ist aus Versehen in einer Stadt in Syrien angekommen.

Über die hinter uns liegenden Feiertage hat sich in Syrien ein ganz besonderes Drama abgespielt: 10-Tausende versuchten aus der völlig zerstörten Stadt Aleppo – genauer gesagt aus Ost-Aleppo – zu entkommen. Dort ist unser Hirte gelandet und er traute seinen Augen nicht! Vermutlich hat jede und jeder von uns Bilder gesehen. Von einer Stadt ist auf diesen Bildern nichts mehr zu erkennen. Betonruinen sind zu sehen. Gewaltige Einschusslöcher in den Wänden der Häuser. Ganze Stockwerke hängen herab. Krater prägen die Landschaft. Man kann sich gar nicht vorstellen, wie in dieser Betonwüste Menschen leben können. Und es ist bitterkalt.

Dort ist unser Hirte also versehentlich angekommen. Von dem Licht, von dem die Engel kündeten, ist weit und breit nichts zu sehen. Keine Spur von „großer Freude“ – absolut entgegengesetzt: Furcht, lähmende Angst, Schatten des Todes. Das Gegenteil von Himmel und Engeln und Halleluja und all dem, was die Bilder von Weihnachten transportieren.

Wir reden hier über Licht und Wärme, über Frieden und Glück, darüber wie wir uns beschenkt haben und darüber wie wir uns vielleicht auch mal wieder geärgert haben, aneinander und übereinander. „Mit den Hirten will ich gehen“, so haben auch diesmal viele unter dem Baum gesungen. Doch lassen wir uns einmal darauf ein: Gehen wir doch mal mit dem Hirten, der sich verlaufen hat, in dieser unseligen Dunkelheit.

Wohl ist uns dabei nicht. Dabei kann es einem auch nicht wohl sein! Ohnmächtig betrachten wir das Geschehen. Zu Recht! Die Hände sind uns gebunden. Absolut! Wir sind ohnmächtig und wir sind so zu sagen zum Zuschauen verdammt. Aber dann schauen wir auch hin. Nicht aus Sensationsgier. Es gibt auch ein mitfühlendes Zuschauen. Es gibt auch ein Zuschauen der Solidarität.

Der Hirte kann es nicht fassen! Wir können es auch nicht fassen! Seit Wochen, ja seit Monaten, ja seit Jahren herrschen dort unbeschreibliche Zustände. Bereits am 30. September 2012 wurde dort der weltberühmte Basar zerstört. 2012! Vor über vier Jahren! Seitdem Verwüstungen unvorstellbaren Ausmaßes. Was für ein Meer an Blut und Tränen! Unvorstellbar!

Man wird Fragen stellen müssen: Wer ist verantwortlich? Asad hat diesen Krieg begonnen und ihn mit rücksichtsloser Härte und Grausamkeit gegen das eigene Volk geführt. Er hat Verbündete gefunden – in Russland, im Iran.

Wir haben verschiedentlich hier an der Erlöserkirche in den hinter uns liegenden Festtagen über Licht und Finsternis gesprochen. In der Christves-

per war die Rede davon: dass „die Menschen die Finsternis liebten, mehr als das Licht, denn ihre Werke waren böse“, so steht es im Evangelium nach Johannes.

Weiß Gott, da sind böse Werke, da ist Böses. Mit Fug und Recht wird man sagen können, dass dort in Aleppo die Menschlichkeit so etwas von unter die Räder gekommen ist. Auch die Liebe scheint dort absolut abwesend zu sein.

Es kann einem das Bild einer Wüste entstehen, die gegen jedes Leben ist. Gott selbst, welcher auch immer, scheint diesen Ort verlassen zu haben. Es ist, als wäre dort die Hölle. Grausam. Unvorstellbar. Und doch sind es Menschen, die diese Hölle erschaffen haben. Und – Gott sei's geklagt – nicht nur in Aleppo. Auch an diesen anderen Orten waren es Menschen. Und – nochmal: Gott sei's geklagt – nicht nur in unseren Zeiten gibt es solche Höllen.

- Kennen Sie auch eine Geschichte, die davon erzählt, dass es auch in solchen Höllen Funken des Lebens geben kann? Wie ein Glühwürmchen in finsterster Nacht. Ich glaube, dass jede und jeder von uns solche Erzählungen, solche Geschichten kennt. Ob aus Stalingrad oder anderswo aus den entsetzlichen beiden Weltkriegen des vergangenen Jahrhunderts oder aus einer anderen Katastrophe. Es gibt sie, die Geschichten, die davon erzählen, dass trotz der Hölle Menschlichkeit da war.

Die Weihnachtsgeschichte ist eine solche Geschichte. Sie ist eine Geschichte des „Trotzdem“. Trotz Dunkelheit. Trotz Kälte. Trotz Armut. Trotz Elend. Trotz Not und Tod. Das Licht, die Liebe, die ewige ist in diese Welt gekommen. Unscheinbar. Arm. Trotzdem.

Eigentlich ist ihre Botschaft gar nicht einmal so originell. Immer wieder wird in ihr denn auch der Satz aus dem 1. Buch des Propheten Jesajas zitiert. In diesem Fall ist die Rede gleich von einem ganzen Volk, nicht nur von einem Einzelnen, der diese Erfahrung macht, dass der Tod nicht das letzte Wort hat.

„Das Volk, das in Finsternis saß“, so steht es beim Propheten, „sah ein großes Licht; und denen, die saßen am Ort und im Schatten des Todes, ist ein großes Licht aufgegangen.“ Das war die Erfahrung eines Volkes vor 2700 Jahren. Es war die Erfahrung, dass es doch nicht vom Erdboden vertilgt wurde, dass es noch einmal davon gekommen war, dass die Menschlichkeit und das Leben siegte.

Solche „großen Lichter“ gab und gibt es immer wieder. Und es gibt eben auch die kleinen Lichter. Die Geschichten von Menschlichkeit in aller Un-

menschlichkeit. Die Geschichten von Liebe angesichts des Bösen. Die Geschichten vom Leben angesichts des Todes.

Die Weihnachtsgeschichte ist die Geschichte, die diese Geschichten gewissermaßen bündelt. Es ist die Geschichte darüber und davon, dass der Funke Hoffnung ein und für allemal in unserer Welt, auf unsere arme Erde gekommen ist. Es ist die Geschichte davon, dass alles ganz unscheinbar und im Stillen begann. In einem Stall, bei Hirten, völlig unspektakulär, völlig undramatisch, erschreckend einfach! Sie ist eine Geschichte von diesem Trotzdem.

Und es die Geschichte davon, dass aus diesem Funken doch mehr wurde. Schon da draußen bei den Hirten. In der Geschichte ist die Rede von der „Herrlichkeit des Herrn“. Auch das soll es geben und auch das hat es immer wieder gegeben, dass Menschen solche Herrlichkeit – oder wie es auch heißt – solche Klarheit leuchtete. Mose am Dornbusch, Jesus auf dem Berg.

Der „Normalfall“ wird das freilich nicht sein. Eher werden es die Funken Hoffnung sein, die in den Dunkelheiten dieser Erde aufleuchten. Gewiss auch in Aleppo, wo am Wochenende des 4. Adventes Tausende von Menschen evakuiert werden konnten, darunter viele, viele Frauen und Kinder. Gleich darauf wurden die Transporte zwar dann wieder verhindert. Beide Seiten beschuldigten sich dafür verantwortlich zu sein.

Doch ich bin mir sicher. Auch weiterhin wird es in den absolut irren Katastrophen auch diesen Funken der Hoffnung geben, den Funken der Hoffnung, dass der Tod nicht das letzte Wort hat. Dass es die Liebe ist, die letztlich zählt. Und wenn dieser Funken auch immer und immer wieder neu dem Tod abgetrotzt werden muss.

Die Hoffnungsgeschichte der vergangenen Festtage will uns Mut dazu machen. Sie ruft uns zu: Die Liebe, die ewige, ist auf Eurer Seite! Diese Hoffnung ist unausrottbar in diese Welt gekommen! Habt Mut!

Was den Umgang mit dem angesprochenen Bösen betrifft: Wir haben uns darauf verständigt diese Fragen nachvollziehbar mit Recht und Gesetz zu behandeln. Rechtstaatlichkeit ist gefragt. Und wir haben dafür Foren eingerichtet, die dafür zuständig sind, etwa der internationale Gerichtshof für Menschenrechte. Und wir haben – denken Sie nur an den brutalen Krieg in Bosnien – hier auch schon Recht durchsetzen können.

Dass dies oft ein zermürbend langes Verfahren ist und dass dies auch erfolglos bleiben kann, darf uns nicht entmutigen. Dies alles sollte uns anspornen uns noch entschiedener für die Durchsetzung rechtlicher Verbind-

lichkeiten und humaner Standarts zu engagieren, um des Lebens und der Liebe willen. Dass sie in diese Welt gekommen sind, leuchtete im hinter uns liegenden Fest neu auf. Hoffentlich strahlt dieses Licht noch lange weiter, bis weit in das vor uns liegende Jahr, ja am besten bis hinüber zum nächsten Fest, an dem wir das Leben und die Liebe erneut feiern. Amen.